

Zeitschrift: Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Herausgeber: Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band: 31 (2002)

Artikel: Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter : Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens (1853-1935)
Autor: Schlatter, Jacob
Kapitel: Der Weltkrieg 1914-1918
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weltkrieg 1914–1918

So ging der Sommer wieder vorbei ohne viel Neues zu bringen. Dann kam das Jahr 1914. Wer hätte am Neujahr eine Ahnung gehabt von dem, was uns in diesem Jahr bevorstand, wie viel Not und Elend es an vielen Orten anrichtete? Es war gut, dass man es vorher nicht wusste. Der Frühling war schön, und in Bern sowie in der ganzen Schweiz rüstete man sich zum friedlichen Wettkampf der schweizerischen Industrie und des Gewerbes, zur grossen Landausstellung in Bern. Am 1. Mai wurde sie eröffnet und sollte bis zum 31. Oktober dauern. Da nun unsere Tochter Bertha und ihr Mann von Zürich nach Bern gezogen waren und sich dort ein eigenes Geschäft gegründet hatten, so mussten wir natürlich ihrer Einladung folgen und die Ausstellung auch besuchen. Wir konnten es umso eher tun, da die jüngere Tochter Maria und Otto noch daheim waren und beide im Anfang der Eröffnung einige Tage in Bern waren und die Ausstellung besuchen konnten. Also konnten wir ohne Sorge etwa 10 Tage von zu Hause fort, ohne dass das Geschäft darunter leiden musste. Wir machten uns reisefertig und fuhren mit der Bahn am 16. Juli 1914 nach Bern, wo wir um 9 Uhr morgens anlangten. Die Retourfahrt, 10 Tage gültig, kostete damals 5 Franken 10 Rappen mit einmaligem freien Eintritt in die Ausstellung, ein billiger Preis gegen jetzt. Bertha und ihr Mann holten uns ab, da wir das erste Mal in Bern waren. Wir besuchten fast alle Tage die Ausstellung und konnten alles gründlich durchsehen. Es waren da grossartige Sachen ausgestellt, und man konnte sich kaum einen Begriff machen von dem, was alles in unserem kleinen Lande geleistet und geschafft wurde. Da waren die grössten Lokomotiven für die Gotthardbahn aus der Lokomotivfabrik Winterthur, die grossen Dampfturbinen von Brown, Boveri in Baden, elektrische Maschinen aller Art aus der Maschinenfabrik Oerlikon, dann die Erzeugnisse der Uhrenfabrikation im Berner und Neuenburger Jura. In allen Branchen der Textilindustrie, der Posamenterie und der Seidenindustrie, kurz, alles was nur irgend dem Menschen dienstbar sein konnte, war da ausgestellt. In dem grossen Areal waren auch Restaurants für jeden Bedarf, von der Kaffeehalle bis zum feinsten Restaurant. Und wie billig alles noch war. Für 80 Rappen erhielt man Kaffee mit Milch und einen Teller voll Küchli. Für ein Mittagessen bezahlte man 1 Franken 50 bis 2 Franken 50. Das Schweizerdorf hatte auch einen grossen Zuspruch, und dann die grossen, mit vielen Kosten angelegten Vergnügungseinrichtungen: Die Stufenbahn, die grosse Rutschbahn usw. Durch das ganze grosse Ausstellungsareal war eine Tramlinie gebaut, so dass man in der ganzen Ausstellung herumfahren konnte. Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn man alles vorführen wollte, was da alles zu sehen und zu hören war. Eine Menschenmenge, wie Bern sie noch nie gesehen, flutete alle Tage vom Bahnhof nach der Ausstellung, das Tram und die Droschken machten gute Geschäfte wie auch die Eisenbahn mit ihren vielen vollbesetzten Extrazügen. Das ist kein Wunder, wenn uns die 10 Tage nur zu schnell um waren. Am letzten Tag kam noch der

Vetter Adolf von Nürnberg mit Frau und Sohn, und wir feierten am 25. Juli noch fröhlich meinen Namenstag miteinander und dachten nicht an das Sprichwort: Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die telegraphische Nachricht nach Bern, Oesterreich habe den Serben den Krieg erklärt. Das Telegramm war an allen Plätzen angeschlagen. Alle diejenigen, welche die Ursache dieses Vorgehens kannten, die wussten auch, was das für ganz Europa zu bedeuten hatte. Eine gewisse Angst und Bangigkeit lag auf einmal wie etwas Schweres auf den Menschen, und es wurde von nichts anderem gesprochen, als nur von diesem Ereignis. Nun nahmen wir Abschied von unseren Lieben, wussten wir ja nicht, was die nächsten Wochen schon alles bringen konnten, und ob wir uns überhaupt wieder sehen würden.

Auf der Heimfahrt war überall dasselbe Thema. Die Leute waren auf einmal in grosse Aufregung gekommen. Daheim war alles noch in gutem Gang, und wir erwarteten die weiteren Berichte aus der Zeitung, die aber nicht zur Beruhigung dienten. In ganz Europa war alles konfus, und nun kam es heraus wie bei einem Gewitter. Eine Kriegserklärung folgte der anderen. Die Deutschen warteten nicht lange, als sie merkten, wo es hinaus wollte. Ehe die Franzosen und Belgier es ahnten, standen sie schon in ihrem Gebiet. Auch unsere Schweiz mobilisierte sofort und besetzte die Grenzen am 2. und 3. August. Das war ein Rennen und Hasten. Nirgends wurde gearbeitet, die Leute standen beieinander und machten Pläne. Es lag eine Unruhe auf den Gemütern, weil man nicht wusste, was die nächste Zeit bringen werde. Dass wir elend schlecht wegst kämen, wenn unsere Neutralität nicht geachtet würde, das wusste ein jeder, und das erfüllte die Leute, die daheim bleiben mussten, mit Furcht und Schrecken.

Die ersten Wochen wollte alles nur Metallgeld haben. Auf einmal hatte alles nur Noten, und niemand wollte solche annehmen. Die Banken wurden eine Zeitlang geschlossen, weil alles herkam, um die Sparhefte einzulösen. Es schien, als ob die Leute verrückt geworden wären. Auch auf die Spezereiladen hatten sie es abgesehen. Alle wollten noch einkaufen, ehe nichts mehr erhältlich wäre. Besonders die Reichen, die bares Geld hatten, kamen mit Autos von stundenweit her und suchten jeden Laden ab. Sie zahlten jeden Preis, wenn sie nur etwa erhielten. Sie verlangten meistens Seife, Salatöl, Mehl, Teigwaren und dergleichen. Auch Stoffe für Hemden und Kleider. Aber bald war man etwas zurückhaltend oder erhöhte den Preis, aber auch die Bevölkerung stellte sich gegen dieses Vorgehen. Manches Auto musste wieder leer abziehen, sonst hätte es zu Raufereien kommen können. Wir hatten in unserem Laden viele Vorräte gehabt, aber durch dieses Treiben wurden dieselben geringer. Wir konnten wohl neue bestellen, aber die Grossisten hielten auch zurück. Da war es gut, dass wir fast immer die gleichen Lieferanten hatten, einige schon 30 Jahre. Die lieferten immer noch etwas. Wer seinen Bedarf in einem anderen Laden holte und dann

auch noch bei uns holen wollte, da hiess es einfach: Wir müssen zuerst für unsere Kunden sorgen. Die Ware war uns nicht mehr so feil, und alles war im Aufschlagen begriffen. Mehr als ein, höchstens zwei Stück Seife erhielt niemand mehr. Aber je mehr der Krieg Fortschritte machte, desto mehr sank der Warenvorrat und desto höher stiegen die Preise. Wer noch alte Waren hatte, der machte gute Geschäfte. Ich konnte damals von der Genossenschaft Würenlos einige Säcke Zucker kaufen, als der Preis desselben schon 18 Franken pro 100 Kilo höher war. Ich holte sie sofort ab. Eine Stunde später waren auch sie orientiert, und ich hätte keinen mehr erhalten. Dann kam es immer besser. Der Winter kam und mit ihm die Brotkarten, die Karten für Zucker, Teigwaren, Haferprodukte, Butter, Käse und Milch. Das war keine schöne Zeit für Kolonialwarenhändler. Wir hatten immer noch einen schönen Überschuss, wenn wir die Monatsrechnung abgeschlossen hatten. Wir konnten dann an Hand der Karten wieder ein neues Quantum bestellen, so dass wir nie ausverkauft waren und immer einen kleinen Vorrat von jeder Sorte hatten. Unser Nachbar, die landwirtschaftliche Genossenschaft, konnte das nicht sagen. Es kam viel vor, dass sie 2 Wochen warten mussten bis frische Ware kam, oder dann hatten sie wieder verdorbene Teigwaren. Käse hatten sie nie so guten wie wir, und vielmals hatten sie gar keinen. Da waren wir besser dran. Teigwaren hatten wir immer gute, und Käse konnten wir immer etwa 80 bis 90 Kilogramm erhalten, da wir immer mehr Karten erhielten, je besser die Qualität war. Mit dem Zucker war es ebenso. Ich hatte immer 80 bis 100 Kilo mehr, als ich nach den Karten haben sollte. Da konnte ich schon hie und da ein Kilo ohne Karten abgeben. Wir kamen so ziemlich gut weg bei diesem Wirrwarr. Aber Arbeit gab es genug, und es war nur recht, als eine neue Verordnung über den Ladenschluss erfolgte, infolgedessen die Läden abends 7 Uhr geschlossen werden mussten. Da hatte man doch 2 Stunden früher Feierabend.

So ging der Winter ziemlich gut vorüber, und wir ahnten an der Fasnacht nicht, was für ein grosses Leid uns noch, bevor es Frühling wurde, treffen sollte. Anfangs März traf plötzlich ein Bericht von Regensdorf ein, dass unserem Sohn Adolf, der in Regensdorf ein schönes Geschäft für Malerei betrieb, ein Unfall zugestossen sei. Er war nämlich am ersten Montag im März an der Arbeit einen Schlitten voll Holz aus dem Berg nach Hause zu bringen. Da schlug ihm die Stange des Schlittens beim Übersetzen eines kleinen Grabens so heftig in die Magengegend, dass ein Bruch der Magenwand erfolgte, der die sofortige Überführung in den Kantonsspital nötig machte. Er wurde sofort operiert, und es schien alles gut geraten zu sein, wie die Ärzte meinten. Da auf einmal wurde es schlimmer. Es war Brand eingetreten, und ehe wir eine Ahnung hatten, starb er am 8. März 1915 im besten Alter von 36 Jahren. Das war ein schwerer Schlag für uns wie für seine Frau und Kinder, die noch im schulpflichtigen Alter waren. An seinem Todestag musste sein Bataillon wieder zum Grenzdienst einrücken, und er lag nun tot im Spital. Seine Liebenswürdigkeit und alle Zeit zur Hilfe bereit, sowie seine grosse Geschicklichkeit in seinem Beruf und sein friedliches



Adolf Schlatter, Malermeister, 1879–1915. Beim Beschriften von Grabkreuzen im Friedhofsgebäude Otelfingen

Wesen überhaupt, hatten zur Folge, dass er eine Menge Freunde und Bekannte hatte, die alle um ihn trauerten. An seinem Beerdigungstag, dem 11. März, waren alle von nah und fern herbei geeilt, um ihm das Geleit zur letzten Ruhestatt zu geben. Noch nie hatte Regensdorf eine solche grosse Trauerversammlung gesehen.

Nun wartete mir auch noch eine Arbeit. Es war nämlich noch angefangene Arbeit vorhanden und solche, die ganz gut von seiner Frau und mir ausgeführt werden konnte. Ich bin eine Zeitlang fast alle Tage nach Regensdorf gefahren (es war gut, dass ich Velo fahren konnte) und half wo ich konnte. Auch in der Werkstatt musste doch alles inventiert werden. Es war viel Vorrat an Farbwaren und Werkzeug vorhanden. Bis die Kinder aus der Schule waren, war es schon etwas schwer für die Mutter sich durchzuschlagen, aber es war auch noch etwas da. Ein grosses Stück Ackerfeld an der Strasse zur Station, auf dem er ein eigenes Heim errichten wollte und noch einige Tausend Franken auf der Bank als Fürsorge für die Kinder.

Wir waren daheim nun auch wieder allein, denn Marie musste nach Bern zu ihrer Schwester Bertha. Sie hatten so viel Arbeit zu bewältigen, dass sie es nicht allein machen konnten. Weil das Möbelmagazin ziemlich weit von der

Wohnung entfernt war, so musste doch immer jemand da sein. Weil das Geschäft immer besser ging und auch die Werkstatt zu klein wurde, mussten sie sich entschliessen ein eigenes Haus zu kaufen. Die Gelegenheit war günstig, und sie konnten eines kaufen, das ihren Wünschen entsprach und noch sehr billig war.

Da nun der Krieg bald seinem Ende entgegen ging, hatten wir es auch besser mit dem Laden. Die Karten wurden nach und nach abgeschafft und der Handel wieder freigegeben. Das Geschäft ging wieder besser. Otto war immer in Deutschland, bald da, bald wieder an einem anderen Ort. Er war ein guter Arbeiter und Monteur und hatte eine gute Stelle, immer bei der gleichen Firma in Nürnberg. Aber Glück und Glas, wie bald bricht das. Er lernte auf seinen Reisen ein Frauenzimmer kennen, das ihm zum Verhängnis wurde. Dieselbe brachte es fertig, dass er sie am 3. April 1918 heiratete, ein rechter Aprilnarr! Sie war eine geborene Anna Flöter von Langenwalden in Schlesien. Sie war schon einmal verheiratet, und der Mann hat sich wieder von ihr scheiden lassen. Sie hatte so recht das Zeug zur Hochstaplerin zu werden. Flott leben und nur geniessen und nicht arbeiten, das war ihr Leben. Aber dazu braucht es Geld, und es war ihr gleichgültig woher es kam, wenn sie nur immer solches hatte. Ihre Eltern in Schlesien hatte sie um Hab und Gut gebracht, und nun wollte sie das gleiche an uns probieren. Da musste nun ihr Mann dazu helfen, denn sie hatte ihn so fest in den Klauen, dass er ihr gegenüber ohnmächtig war und alles tun musste, was sie wollte. Es kam soweit, dass er uns etwa 5000 Franken abschwindeln konnte. Dieses Geld hat sie ganz allein aufgebraucht, ohne dass ihr Mann das geringste davon spürte. Sie hat ihm allerhand vorgeschwatzt und gelogen, und er musste es ihr glauben. Sie wollten dann immer noch mehr von uns, aber mussten allemal wieder leer abziehen, und ich verbot ihnen jemals wieder unser Haus zu betreten. Wo sie sich aufhalten, wissen wir nicht. Der Leser kann sich schon denken, dass wir in unserem Leben auch nicht von Kummer und Sorgen verschont geblieben sind. Wir haben unseren Teil tragen müssen. Wie schwer wir darunter litten, das wissen nur wir. Aber es geht alles vorüber, und die Zeit ist ein gutes Heilmittel, besonders wenn man viel Beschäftigung hat. Der beste Trost in der Zeit der Trübsal ist die Arbeit. Drum heisst es nicht umsonst in der Bibel: Bete und arbeite.

Der Sommer 1918 war vorüber, und mit dem Herbst kam das Ende des grossen Krieges, der nun schon 4 Jahre gedauert hatte und Not und Elend über die ganze Erde gebracht hatte. Man hoffte, mit dem Friedensschluss werden wieder bessere Zeiten kommen, aber die Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen, wie wir später noch sehen werden.

Am 14. Dezember 1918 verehelichte sich unsere jüngste Tochter Marie, die immer noch in Bern war, mit Fritz Marti in Bern. Seine Eltern hatten eine grosse Schmiede und Wagnerei, und Fritz war Schmied.